IV. Jahr Heft 3

# Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Das große Vielleicht / Georg Trakl: Gedichte / Albert v. Trentini: Funke des Göttlichen / Franz Spunda: Begnadung / Martina Wied: Otto Stoessl, der Erzähler / Fritz Lampl: Gotischer Dom am Abend / L. E. Tesar: Gedanken / Carl Dallago: Kleine Sämereien / Hermann Broch: Mysterium / Hans Feigl: Fallmerayer / Max v. Esterle: Karikaturenfolge 68 (Dr. Huber - Meran)

Innsbrucker Musikbericht

Brenner-Verlag-Innsbruck

# Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.


Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



## Der I. Jahrgang des „Brenner“

(Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, mit Ausnahme der vergriffenen Nummer 2, zum Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

## „Observer“

**Unternehmen für Zeitungsausschnitte**

**Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4**

**Telephon Nr. 1801**

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

# Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. November 1913 Heft 3

## Carl Dallago / Der große Unwissende

Eine Lebensführung

### IX. Das große Vielleicht.

Verhängter Sommertag. Die Waldberge sind voller Nebelflecken. Zerzauste Wolken umwehen Grat und Gipfel. Nah einem Talriß, unter mächtiger Lärche mit weitverzweigtem Wurzelstamm, mein Lagerplatz. Der Rasen ist noch feucht vom Regen der Nacht. Ueberall Lärchenwaldung mit eingesprengtem Weidegrund. Weidende Herden jenseits des Talrisses, weidende Herden diesseits. Und zwischen den tönenden Herden ein Mensch, der mit seinen Sinnen das Dasein abweidet: ich.

Unterm Baum ist der Boden trockener. Hier habe ich mich hingestreckt. Erde und Himmel breiten sich vor mir aus. Unermeßlich und formenreich, mit einer Fülle von Beschaffenheiten. Das Stück Erde, darauf ich ruhe — wie jung macht es sich mir fühlbar; wie ein Weib in der ersten Reife. Ich drücke mich in das kurze Weidegras, um seinen Umgang vertrauter und inniger zu fühlen. Welche Zurückstrahlung bei der Berührung! Welches Abgeben von Kräften denen, die sich ihm hingeben! Wie der Mensch alles aus der Natur herausholt: was er ist, was er wird; aus der eigenen Natur und aus der Natur um sich! Wie sich ihm, indem er sich auftut, auch die Natur um ihn auftut, so daß zwischen Beiden eine immer größere Annäherung statt-

findet; bis zu spüren ist, daß da nur e i n e s ist in der Tiefe: ein und derselbe Grund, derselbe Quell, dasselbe Rätsel.

Wer möchte da noch den Menschengeist sondern von der Menschennatur — überhaupt Geist von Natur? Vielmehr drängt sich einem nun die Erkenntnis auf, daß umsomehr Geist vorhanden sein muß, je tiefer die Natur erlebt und zwar so erlebt wird, daß das Greifbare an ihr, die Form, immer weniger als das Entscheidende und Ganze gefühlt wird. So vermöchte vielleicht höchste Geistigkeit durch ihr Naturerleben in die Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens so aufzugehen, daß sie dieses vorhersagen könnte, ja daß es schiene, als könne sie ihm gebieten. Niemals aber wird sich eine Geistigkeit dieser Art die Herrschaft über die Natur anmaßen, vielmehr wird sie die Menschennatur überall dort für geschädigt halten, wo sie Menschen sich brüsten sieht mit Errungenschaften, die vermeintlich danach angetan sind, die Natur zu beherrschen.

*

Mein Sinnen rastet. Es ist Feiertag, und die Glocken läuten von überall her und lüften das Dunkel der Erde in ihren Klängen. Daher vielleicht das vertraute Ineinandersinken der Klangflut und der Fluten des Gefühls, die auch ein Dunkel ans Licht bringen: das Dunkel des Menschen. Was das Gefühl dartut, ist gewordene Wirklichkeit, die aus der Verhangenheit heraustritt, ins offene Leben wallt und wieder verebbt. Es zeugt dafür: daß die Wirklichkeit ins völlig Unübersehbare hineinreicht, ja daß die Verhangenheit ihre eigentliche Behausung ist. So wird alles Wissen um die Dinge zu Unwissen, und das Unwissen, das sich erkannt hat, zu höchstem Wissen.

In mein Sinnen kommt Regsamkeit. Ich nehme meine Wühlarbeit auf, um alles Wissen zu unterwühlen. Bedrängt doch nichts so sehr das Wachstum und die Ausbrei-

tung des Menschen wie das Wissen. Darum: wenn andere ihr Wissen zu Markt und Menge tragen, ich trage mein Unwissen zu den Menschen. Denn ich nehme meine ganze Stärke aus diesem Unwissen. Das Wissen ist wie eine Mauer, die den Menschen einschließt; das Unwissen zerstört diese Mauer und gibt dem Menschen wieder die Freiheit. Das Wissen legt Hürden um den Menschen an und nennt es Sitte, schlägt die Menschennatur in Fesseln und nennt es Gesetz. So beruhen Sitte und Gesetz auf Täuschung; denn dieses Wissen erkannte noch nicht sein Unwissen: so tut es noch. Das Unwissen aber, das sich erkannt hat, läßt mit sich tun und gibt dadurch einer Gesetzlichkeit in sich Raum, die in ihrem Tun sittlicher und rechtlicher ist als alle geschaffene Sitte und jedes gemachte Gesetz.

So stürmt mein Sinnen gegen das Wissen an, das tut, und wendet sich nun gegen das Wissen, das weiß. Ueberall seine Fragezeichen aufrichtend, wo dieses Wissen spekulativ auftritt. Bald hängt mir der ganze Himmel voll von Fragezeichen; doch eigentlich gelten sie den Himmelskörpern und ihren Beschaffenheiten (obwohl ich sie jetzt am Tage nicht sehe, die Sonne ausgenommen, die sich zuweilen durch die Wolken drängt.) Aber ich entsinne mich so mancher Ankündigung von Planetenkreuzungen, die durch das Gemunkel der Fachgelehrten oft spannende Erwartungen hervorriefen, um dann völlig harmlos zu verlaufen — etwa wie Licht- oder Schattenbilder. Zugleich muß ich an verheerende Naturereignisse denken, an Orkane, Ueberschwemmungen, Erdbeben, die kein Fachgelehrter vorherzusagen vermochte, die jedoch — wenigstens soweit es Erdbebenkatastrophen betrifft — von unwissenden Tieren gewittert, wahrscheinlich auch von Pflanzen gespürt und zuletzt noch von der blinden Magnetnadel, die ihre Heimat im Schoß der Erde hat, aufgezeichnet wurden. So erweist sich das unwissend Fühlerische bei Tier, Pflanze (hier fehlt

es wohl nur an Beobachtung) und Mineral als tiefer reichend als das wisserische Wahrnehmen der Menschen. Nicht umsonst sagt alte fernöstliche Weisheit: „Der Schulmann ist eingemauert in seiner Lehre". Ein lehrendes Wissen dieser Art zum Führenden im Dasein machen, hieße wahrhaft: Dem Menschen die Natur verschließen.

Und so ist es Zeit, daß der Sinn wieder zu Wort kommt, dem das Unwissen das Führende ist; er allein reicht in Tiefen hinein, und in erleuchteten Stunden ertastet er vielleicht den Anschluß an das ruhende Gesetz — an das Walten Gottes.

*

Die Lichtflut eines klaren Sommertages überschwemmt meine lärchwaldumsäumte Alpenweide. Kein Wölkchen am Himmel. Zitternder blauer Ferne enttauchen die duftigen Unwissen, das in die Verhangenheiten des Daseins taucht, meines Unwissens. Denn all das angesammelte, schon nach Moder riechende Wissen verstellt gleich einer Riesenwand von Staub und Qualm dem Menschen die Innenschau.

Wenn das Wissen sich erdreistet, über Dinge auszusagen, in die es nicht hineinreicht, wie sollte das Unwissen, das überall hineinreicht, zu solchen Aussagen schweigen? Das Unwissen, das in die Verhangenheiten des Dasein taucht, vermag über dieses auch mehr auszusagen als das Wissen, das erst dort einsetzt, wo alles Verhangene hinausgesperrt ist. Welche Verarmung der Wirklichkeit muß ein solches Wissen im Gefolge haben! Darum: Wer der Wirklichkeit ihren Reichtum wahren will, entläßt alles Wissen. So erlebt er mit jedem neuen Sichauftun neue Wirklichkeit.

Wer nur weiß, unterbindet sein Sichauftun; dem Nichtwissenden aber entstehen im Sichauftun keine Grenzen. So mag das tiefe Sichauftun bedeutender Menschen Wirklichkeiten auslösen, die Verhangenes wahrnehmen. Aber es ist kein Wissen; es ist das große Vielleicht des Unwissen-

den — ein Vielleicht, das sich gedrängt fühlt, darzutun, was sein Unwissen wahrnimmt. Im Vergleiche zu unseren Wissern aber finde auch ich mich bedeutend durch mein Unwissen, das sich erkannt hat. Und so ergeht sich das Wahrnehmen dieses Unwissens:

Die Wisser sind die Schlächter der Wirklichkeit, an deren Leichnam sie konstatieren, daß es so und so ist. Sie vermeinen dabei, alles ergründet zu haben. Sie erforschen alle Natur zu Tode und meinen dabei, die Natur erforscht zu haben, die immer wieder ewiges schöpferisches Leben ist. Deshalb: wo Wisser schalten, verfällt das Leben dem Tode; wo die Natur waltet, wandelt auch der Tod nur das Leben. Wenn nicht aus Wandlung, woher sonst sollte alles Leben kommen, das immer da ist und da war, das immer wieder vergeht und doch nie abstirbt? In der Wandlung liegt demnach alles Dunkel, alle Vergeltung, aller Ausgleich. Und diese Wandlung berührt alles: Erde und Himmel, jedes Geschöpf, auch den Menschen. Sie birgt und verbirgt wohl auch den uralten Gedanken der ewigen Wiederkunft. Und nur die Form, in der dieser Gedanke verlebendigt wird, nimmt vom Wesen des Menschen an, der ihn vorbringt. Ich höre heute diesen Gedanken schon aus den Worten Christi: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen". Sie verweisen mir auf die diesseitige Fortdauer des Menschen und wollen zugleich Worte gewertet wissen nach dem Werte, den sie für die innere Ausgestaltung dieses fortdauernden diesseitigen Menschen haben, dem sein Jenseits beständig anhängt. Solche Worte sagen wuchtiger aus von Gesetzen, denen Erde und Himmel unterstehen, als alle mühsamen Entdeckungen, die von Forschern gemacht wurden und noch werden gemacht werden. Denn wenn ein wahrhaft schöpferischer Mensch redet, wie zeigt es sich da immer, daß die Wis-

senschaft nur nachhinken und bestenfalls das Gesagte bestätigen kann.

Schon jenen Worten Christi nach ist aber anzunehmen, daß Meere und Erdteile ihren Platz im Weltraum ändern, wie auch Eisregionen und Tropen. Doch was hat es dann zum Beispiel für einen Wert, von einer Eiszeit zu reden und von ihrem Stand der Dinge aus auf die Entwicklung des Menschen zu schließen, bevor man nicht dort, wo heute Eiszeit ist, die Spuren der Tropen aufgefunden hat? Wodurch freilich jene Schlüsse sich als völlig falsch herausstellen würden. Die unfühlerische, undurchlässige und grobe Aufnahmefähigkeit des wissenden Forschers mag freilich noch stärkerer Belege als gefühlter Wundmale (deren ja auch die Erde aufweist) bedürfen, um den Eigenlichtmangel seines unschöpferischen Geistes zum Leuchten zu bringen. Dem Unwissenden aber genügt schon eine aufgefundene Eiszeit als Beleg für eine gleichzeitige noch nicht aufgefundene Tropenzeit und er richtet danach seine Schlüsse. Denn er sieht überall die Oertlichkeit gewandelt und diese Wandlung hineingreifend in die jeweilige Entwicklung des Menschen.

Und nun könnte man sich vorstellen, daß der höchst entwickelte Mensch der gemäßigten Zone beispielsweise zur Eiszeit an einem Irgendwo gelebt habe, wo heute Eis oder unergründliches Meer oder gar der Luftraum umgeht, da doch alles dies ein zusammenhängendes unergründliches Ganzes ist, und da auch höchste Entwicklung dem Vergehen anheim fallen und dem Wandel Raum schaffen muß. Ja, wenn „Himmel und Erde vergehen", kann es nicht Verwunderung erregen, wenn sich mit ihnen auch alles von Menschen Erreichte als vergänglich erweist. So berührt es zuletzt wahrscheinlicher, daß alles unser Erreichtes irgendwann schon da war, als daß dieses Erreichte ein bis jetzt Unerreichtes wäre.

Welche Bewandtnis es aber mit solchem Vergehen eines

Erreichten habe, danach auszuspähen fühle ich mich angespornt durch den Größenwahn unserer Zeit über das von ihr Erreichte.

Vorerst wären auch hier ungeheuer verheerende Naturereignisse in Betracht zu ziehen, die ganze Erdteile der Vernichtung preiszugeben vermögen. So ist vielleicht die biblische Sintflut nur die zuletzt gesichtete Sintflut, wenn man den Ozean Zeit abgeht, der ohne Anfang und Ende ist. Und die Tilgung des Menschengeschlechtes bis auf wenige Exemplare hat gewiß auch die Tilgung des von Menschen Erreichten zur Folge. Solche Annahme ließe bereits folgern: daß alles, was heute da ist, schon dagewesen sein kann. Diese Folgerung wird von der Einsicht unterstützt: daß, wenn man uns alles unser Erreichtes fortnähme, in verhältnismäßig kurzer Zeit der Mensch immer wieder dahinter käme, sich alles herzustellen, was unser Erreichtes ausmacht. Wie anmaßend und kurzsichtig ist es daher, sich mit irgend einem Erreichten als einem Nie-Dagewesenen zu brüsten. Jede Robinsonade gibt Zeugnis davon, wie leicht das Lebenerhaltende im Menschen erfindet, wenns not tut; und unsre Zeit gibt Zeugnis davon, um wie viel leichter noch der Verfall erfindet, wenn's nicht nottut. In dem Erfinder von heute wagt sich der Intellekt an die Beherrschung der Natur, weil er den Begriff Natur aus sich verloren hat. So haben solche Erfinder auch zumeist wenig oder gar kein Innenleben. Und wo sie die Natur zu beherrschen vermeinen, werden sie nur von einem Geiste beherrscht, der sich die Natur verschließt.

Hier atme ich auf. Es ist mir, als wäre ich auf dem Wege, etwas Wichtiges darzutun. Durch das seidenschimmernde Gezweig der Lärchen dunstet der Sonnenhimmel. Die Bäume ragen groß und still. Kein Werk einer Erfindung rührt an das wundersame Dasein der Natur. Und jetzt fühle ich, wie das Erreichte, mit dem sich unsre Zeit brüstet,

klein ist. Doppelt klein dadurch, daß sich diese Zeit für groß hält und der Ueberzeugung lebt: „wie wir es so herrlich weit gebracht!“ Und dies einiger rein äußerlicher Errungenschaften wegen, die, wenn sie allgemein werden, danach angetan sind, die Menschennatur immer mehr zu verarmen.

Und nun denke ich heraus, was sich schon geraume Zeit mit mir herumtrug, was sich immer mehr in mich festsetzte: Daß derartige Errungenschaften auch *mit Bedacht* verloren gingen, nicht erst durch Naturereignisse; daß man sie vorsätzlich ablegte, aus der Einsicht heraus, daß sie für die Menschennatur kein Wachstum, keinen Gewinn bedeuteten. Und solches Denken ist nicht nur aus der Luft gegriffen; obwohl der Unwissende auch aus der Luft, die eine Sache umweht, auf das Wesen der Sache schließen könnte und niemals Beweise anstrebt, um sein Fühlen durchzusetzen. Aber hier ist zu sagen: daß es Weise gegeben hat, die ähnlich dachten — wahrhaft Weise, die *nicht* wußten, deren Worte jedoch heute noch leben, obschon sie selber fast zweieinhalb tausend Jahre tot sind. Die „Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse“ enthalten solche Worte. Im Gleichnis „Der Gärtner“ ist von einem „Triebwerk“ die Rede, das abgelehnt wird und zwar so: „Dieses habe ich von meinem Lehrer gehört: Die listige Hilfsgeräte haben, sind listig in ihren Geschäften, und die listig in ihren Geschäften sind, haben List in ihren Herzen, und die List in ihren Herzen haben, können nicht rein und unverderbt bleiben, und die nicht rein und unverderbt bleiben, sind ruhelos im Geiste, und die ruhelos im Geiste sind, in denen kann Tao nicht wohnen. Nicht daß ich diese Dinge nicht kennte; aber ich würde mich schämen, sie zu benützen.“

Schon diesem Wenigen nach (einem Bruchstück bloß des Werkes eines großen Weisen des Ostens entnommen) ist ersichtlich, daß das Streben solcher Menschen nach Einheit und

nach vollkommenem Leben die Geringschätzung und Nichtanwendung der äußeren Errungenschaften erfinderischen Geistes mit sich brachte. Nun mag es derartige weise Menschen wiederholt gegeben haben. Das chinesische Volk allein hatte deren schon einige: so Tschuang-Tse und seinen Vorgänger Lao-Tse, in deren Schriften bereits wieder von dem „gelben Kaiser" die Rede ist, einem weisesten Herrscher der ältesten Vorzeit. Nun ließe sich schließen: Wo derartige Weisheit bei einem Regenten zur Geltung käme, müsse das vorsätzliche Ablegen erfinderischer Errungenschaften und in der Folge ihr Verlorengehen bei einem Volke bald zur Tat werden. Und wieder ist es China, das dafür zeugt, daß derartige Taten auch vollbracht werden können. Die chinesische Mauer mag eine solche Tat sein; sie ist gewiß das Werk eines einsichtstarken Herrschers. Wer aber sein Volk veranlassen kann, einen ganzen Bergzug zu bauen, vermag wohl auch dasselbe Volk dahin zu bringen, äußere Errungenschaften abzulegen. Und was bei einem Volke möglich war, kann immer wieder möglich werden bei einem Volke.

Aber es scheint mir, als sei ich schon zu weit gegangen im Erweisen. Das Aufgeben oder Ablegen erfinderischer Errungenschaften mag sich unschwerer abspielen. Wo Volk und Herrscher von besserer Art sind, mag man sich leicht dahin einigen können, daß man beiseite stellt oder fallen läßt, was der Entfaltung der Menschennatur nicht zuträglich ist. Und wo äußere Errungenschaften den Menschen in Beschlag nehmen, hemmen sie seine innere Entfaltung. So mag man auf die Anwendung der Vorteile von Erfindungen wie auf den Genuß von Reizmitteln verzichten lernen. Ja, an mancher Erfindung mag das Rein-Menschliche überhaupt bald seine Uebersättigung finden; dann verliert sie sich von selber.

Es stimmt also nicht, daß eine Zeit ihrer Erfindungen wegen groß ist. Es stimmt auch nicht, daß unsre Zeit ihres

Erreichten wegen groß ist. Vielmehr ist es so, daß unsre Zeit ihre Kleinheit dadurch dokumentiert, daß sie sich völlig nebensächlicher Errungenschaften wegen für groß hält. Die Größe einer Zeit liegt für den Menschen in ganz anderem: in der Eröffnung des Menschen, nicht in der Eröffnung eines vermeintlich Großen; nicht in einem äußeren Erreichen, sondern im möglichsten Raumschaffen für ein Offenhalten der ganzen Menschennatur. Je mehr diese aufgetan ist, umso weniger kennt sie ein Erreichen; denn dann lebt sie umso mehr Einheit. Und diese Entwicklung oder Entfaltung ist eine Rückkehr — ist Rückkehr zum Ursprung. Dahin zielt auch mein Glaube.

Aus der Zukunft vermag ich den Menschen noch nicht zu werten; immer aber treten mir aus entferntester Vergangenheit größte Menschen entgegen. Wie der Mensch wurde, woher er stammt — was weiß man darüber Bestimmtes? Immer aber, wo der Mensch einsetzt, ersteht er auch schon vor einem fertig und groß erscheinend im Dunkel. Und die alte Bibel (immerdar ein höchst heiliges Buch verglichen mit den entsetzlich gemeinen Schriften, die alle Daseinsrätsel, die Herkunft des Menschen inbegriffen, durch tote Wisserei gelöst und getilgt wähnen) unterstützt mit dem Kern ihrer Ueberlieferung meine Anschauung: daß der Anfang des Menschen das Letzte einer Schöpfung ist, das Ende eines Werdens, gewissermaßen die Vollendung eines Seins. Ich nehme es in dem Sinne: daß mit dem Anfang des Menschen dieser auch als ein Vollendetes da ist. Und nun setze ich jeder vermeintlichen Höherentwicklung des Menschen das Wort entgegen: *Im Anfang war die Vollendung.* Mit diesem Tage der Vollendung für den Menschen auch Weltbeginn. Es bedeutet: das Chaos zur Ordnung erhoben, indem nun der Mensch da ist, der dieser chaotischen Gesetzmäßigkeit Vollendung gibt.

Der Anfang des Menschen ist aber dadurch nicht näher

gerückt. Es ist nur so, wie wenn auf ein Urdunkel ein Lichtstrahl fiele, der bereits den vollendeten Menschen emporhebt, der eine Einheit lebt. Und es ist so, als habe dieser Lichtstrahl sich in den Herzen auserlesener Menschen entzündet, die in Stunden ihrer völligen Aufgeschlossenheit Gott, die Schöpfung und das Paradies erlebten, um sodann ihr Erlebnis ihrem Volke kundzutun. Immer wieder haben Völker in ihren schöpferischen Menschen derartige Naturergründer. Alle diese schauen mehr oder weniger mit dem Beginn des Menschen die Schöpfung vollendet. (Auch im „Faust" wird solches Schauen durch Erzengel verkündet: „Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag.")

Nur das Wissen, das für nichts ausreicht, legt sich eine aufsteigende Entwicklung zurecht, um in etwas hineinzureichen. Es möchte sein Totes zum Leben erwecken, indem es das Leben unter seiner Leitung aufsteigen läßt. Aber was lebt, weiß nicht; weiß umso weniger, je mehr es lebt und übt aus solchem Unwissen heraus ein Sichversenken in Tiefen, ein Sichversenken in seine Verhangenheiten bis zur Ursprünglichkeit, und nähert sich so der Vollendung.

Erkennt man nun, was dem Unwissenden Entwicklung, was ihm anderseits das Uebel und was ihm die Vollendung ist? —

*

Es ist Wald um mich, in den der Abend einkehrt. Das besonnte Lärchengezweig träufelt Leuchten in mich hinein. Das Astwerk der Bäume legt sein schwankes Schattennetz in die Lichtfelder des Waldgrunds. Das weite weiche Rauschen der Baumkronen im Abendwind. Und Stamm an Stamm in den Raum hinaustretend, ein Volk von Stämmen, hochragend, feststehend, Stürmen und Wettern trotzend. Da und dort Felsblöcke von verträumtem Aussehen, ihre Moosrinde

von der Sonne bedeckt. Beerenstauden mit Früchten, verlockend in ihrer Reife, von Sonnenfeldern umzittert. Hellfarbige Waldblumen. Wiesenraine dort, wo der Wald offen ist.

In den Abend kommt Trunkenheit. Das Leuchten wird beständig tiefer, magischer, gehoben von Schatten, die immer mehr anwachsen. Ein Grün, eine Frische, ein Glanz, eine Durchsichtigkeit und Neuheit der Luft, daß jedes Ding wie eben erst geschaffen aussieht. Ein Zunehmen des Brausens des Windes, des Rauschens der Waldung. Ein langsames Versinken der Sonne hinter den Wipfelsaum, der bebt vor Ergriffenheit. Und ein Wohlgefallen des Himmels über alles ausgegossen, daß es berührt, als gehe zur Neige ein erster Vollendungstag.

## Gedichte von Georg Trakl

### Im Frühling

Leise sank von dunklen Schritten der Schnee,
Im Schatten des Baums
Heben die rosigen Lider Liebende.

Immer folgt den dunklen Rufen der Schiffer
Stern und Nacht;
Und die Ruder schlagen leise im Takt.

Balde an verfallener Mauer blühen
Die Veilchen,
Grünt ein stilleres Leben an der Schläfe des Einsamen.

## Abend in Lans

Wanderschaft durch dämmernden Sommer
An Bündeln vergilbten Korns vorbei. Unter getünchten Bogen,
Wo die Schwalbe aus und ein flog, tranken wir feurigen Wein.

Schön: o Schwermut und purpurnes Lachen.
Abend und die dunklen Düfte des Grüns
Kühlen mit Schauern die glühende Stirne uns.

Silberne Wasser rinnen über die Stufen des Walds;
Die Nacht und sprachlos ein vergessenes Leben.
Freund; die belaubten Stege ins Dorf.

## Am Mönchsberg

Wo im Schatten herbstlicher Ulmen der verfallene Pfad hinabsinkt,
Ferne den Hütten von Laub, schlafenden Hirten,
Immer folgt dem Wandrer die dunkle Gestalt der Kühle

Ueber knöchernen Steg, die hyazinthene Stimme des Knaben,
Leise sagend die vergessene Legende des Walds,
Sanfter ein Krankes nun die wilde Klage des Bruders.

Also rührt ein spärliches Grün das Knie des Fremdlings,
Das versteinerte Haupt;
Näher rauscht der blaue Quell die Klage der Frauen.

# Funke des Göttlichen / von Albert von Trentini

An der Landstraße, zwischen Firlen und Bachlink, und von jedem zwei Stunden entfernt, stand das Häuschen der alten Ott Keiler. Das heißt, Häuschen war es gar keines, sondern eine Hütte mit zerfetztem Schilfdach, und darunter zwei schiefen Kammern, einer finsteren Küche und dem ungeheuer schmutzigen Ziegenstall. Als die Ott Keiler noch nicht blind war und ihr Bartholomäus noch die Fähre über die Wara trieb, die da zwischen Landstraße und Hügel durch die Auen rann, hatte die Hütte ringsumher auch ein Gärtchen gehabt mit ein bißchen Salat, ein paar Sonnenblumen und Blitzglaskugeln. Dieses Gärtchen aber war vom Tod, der den Fährmann in die Wara stieß, von der nachher geschehenen Geburt der blödsinnigen Vija, und der Blindheit, die eines Tages über die Ott Keiler niederfuhr wie eine schwarze Hand Gottes, endgültig weggefegt worden.

In dreißig Jahren verändert sich vieles, die Ott Keiler klagte um dies Gärtchen schon lange nicht mehr. Sie war zur stumpfen Ergebung gelangt: so geht es, steckte monatlich die Gemeindeunterstützung ein, und schlief viel. Die Vija aber, die nur lallen konnte, brauchte nichts als einen Haufen Sand auf dem Tische, denn das war ihre Beschäftigung: sie füllte vom Morgen bis Abend Sand in einen Teller, krabberte mit den Fingern darin, und ließ ihn dann grinsend in den Schoß rinnen.

Besuche gab es außer dem üblichen Volk der Landstraße, das gerne den Stall beschlief, nur von zwei Seiten. Von Bachlink kam alle Donnerstag der Salmer. Der fuhr von Bachlink mit der Krämerfuhr nach Firlen, und es war an seiner steten Betrunkenheit gelegen, daß er bei der Hütte, aus der blödäugig die Vija stierte, stets Halt machte. Er

trat zwar nicht herein, sprang aber vom Bock und warf eine Handvoll Rosinen oder Kletzenbrot ins Fenster und lachte gemein, wenn die Vija nun klatschte.

Der zweite Besuch kam von Firlen. Jeden Samstag. Das war Herr Josef Meyer, Präses des Vereins zur sittlichen Hebung Verwahrloster in Firlen. Den Fall Keiler hatte er sich vorbehalten, er berichtete in der Sonntagskonferenz über die jeweiligen Erfolge, die er erzielt zu haben glaubte, und pflegte zu sagen: „Gradatim! Gradatim!" Denn die Alte, der der Stumpfsinn nur eine Begierde übriggelassen hatte, die nach Kaffee und Bärenzucker, lohnte ihm diese Artikel mit scheinheiliger Zustimmung, wenn er sie beschwor, an seiner Hand aus der Vertierung aufzustehen, und die Vija vergalt ihm den Fanatismus, ihren schlummernden Geist ans Licht zu ziehen, mit einem eigentümlich kitzelnden Streicheln seiner behaarten Hände.

Herr Josef Meyer war somit das Einzige, worauf die Ott Keiler und die Vija die Woche über mit wachhaltendem Hunger warteten. Stumm saßen sie von Sonntag bis Freitag in der Hütte, nur gegen Abend brach das eigentliche Laster der beiden unfehlbar aus: in einem plötzlichen Wutanfall schlug die Alte mit der Krücke auf die Blödsinnige los, weil ihr das Geräusch des seit Morgen rinnenden Sandes auf einmal das Bewußtsein ihres viehischen Lebens aufbrachte, und das Mädel warf sich dann baumstark auf die Blinde und preßte sie wieder stumm. Samstags aber, da setzte die Alte schon in der Frühe ein gottgefälliges Gesicht auf, sie roch den Kaffee aus der noch zwölf Stunden entfernten Tasche des Vereinspräses, und Vija, gebissen von einem dunkeln Jucken des Blutes, schlich gegen vier Uhr hinaus auf die Stiegenleiter und wartete auf der obersten Sprüssel.

Das war jeden Samstag dasselbe. Einmal aber, im Juli, hatte der Salmer eigentümlicherweise seine Fuhre um

zwei Tage verspätet, und als die Vija, die um vier Uhr die Leiter krachen hörte, eilig aus dem Türrahmen schoß, nach der Hand des Präses vermeintlich — sprang der Salmer teufelrot mitten in ihre Enttäuschung.

Es dauerte alles nur ein paar Minuten. Der Salmer war wie ein brüllender Stier, die keuchende Wehr der Ueberfallenen biß in sein bestialisches Gesicht, ihre Gabelhände rissen sein Hemd in Fetzen, — und als er wieder vor den aufgejagten Gäulen saß, geduckt wie ein getretener Hund, und die Vija sich aus der Niederlage aufrichtete, erwachte die Alte.

Die erfuhr auch nachher nichts davon, denn die Vija konnte seit diesem Tage nicht einmal mehr lallen. Und deshalb kam der Salmer auch nicht vors Gericht. Er machte zwar bis in den Dezember hinein einen feigen Kreis um die Hütte, als aber auch nach Neujahr kein Gendarm erschien, nahm er wieder den alten Weg bei der Hütte vorbei, allerdings bei Nacht.

Der Präses Meyer merkte es erst im Oktober. Es war ihm wohl aufgefallen, daß die Vija immer grinste, oft mit schreckweitem Mund und glotzigen Augen dasaß, und dann ihre streichelnde Hand plötzlich von seinem mildtätigen Arm riß. Erst im Oktober fielen ihm die Schuppen von den Augen, und da schaute er sie wie ein Dolch an, von unten bis oben. Nach acht Tagen tat er das wiederum, und als da die Vija noch umfangreicher war, stürzte er ohne weiteres auf sie los. „Du!“ rief er und stellte ihr in christlichem Entsetzen die Hand vor den Leib, — „Du!?“ —, aber die Vija rührte keine Miene. Sie wußte nichts.

Der Präses fiel in die Kammer zur Alten. „Euere Tochter kriegt ein Kind!“ schreit er in sie hinein.

Aber das war eben das Unglaubliche, weswegen der Präses schon am nächsten Tage den Fall Keiler niederlegte

und bei der Gemeinde die Sperrung des Armengeldes durchsetzte, — die Ott Keiler war hiebei wohl vor Unbegreifen aus den Lumpen gefahren, aber als sie, nach halbstündigem Kopfschütteln, mit erfahrener Hand die Wahrheit der ihr angeschleuderten Beschimpfung erkannt hatte, war sie mit seligem Gesicht in die Lumpen zurückgesunken und hatte vor sich hingelacht: „Hehehehe, hehehehe, — ein Kind!“

Und in der Folge, als die Geschichte schon in allen Wirtshäusern abgedroschen wurde, — der Salmer zum Beispiel, dem sie der Greisler Geerkorn erzählte, spuckte im Laden aus, „Pfui Teufel!“ sagte er und spuckte aus, — strich die Ott Keiler über den schweren Kopf des Mädels in der Hütte und redete, ohne nur an den Gedanken zu kommen, die Sache sei seltsam, oder sie sei fürchterlich, vom Kinde, das sie erwartete. Es machte ihr gar nichts, daß die Vija kein Wort davon verstand.

Dreißig Jahre warf sie fort. Sie überwand die Blindheit. Sie molk die Ziege, und als der Gerichtsbote Anfang Feber diese Ziege pfänden wollte, fiel sie vor ihm wie eine Schauspielerin nieder, „im April“ rang sie die Hände, „ist das Kind da!“; und als dennoch nichts half, stellte sie sich entschlossen auf die Straße und wurde Bettelweib. Mit sprechender Gebärde wies sie mit der linken Hand auf Vija, die schwer neben ihr kauerte, und mit der rechten auf ihre Augen, und was da aus Ekel, Mitleid oder Verachtung in ihren Schoß fiel, das trug sie rüstig nach Bachlink. Bei Franz Geerkon kehrte sie ein, „das Mädel muß zu essen kriegen!“ fistelte sie in einer übertriebenen Schamlosigkeit, „Butter, Milch, Eier! Sennereibutter! Ich zahle!“ — und warf protzig das erbettelte Geld auf den Tisch. Und mit Päcken beladen kam sie heim, und es fehlte auch niemals ein Sack Sand, den schüttelte sie mit Betonung

auf den Tisch: „von der Grube hinter Bachlink; feiner, feiner Sand!“

Ja sogar reinlich wurde sie, als die Zeit nahte. Sie scheuerte Kammern und Küche, wusch Betten und Laken, und spannte im ehemaligen Gärtchen einen Strick zum Aufhängen. Und lief von jeder dieser erwartungsfreudigen Arbeiten zurück zur Vija, die breit im Winkel hockte und verständnislos auf ihren Leib herabstierte, den die Alte mit feiner Zärtlichkeit streichelte.

Und als in einer Aprilnacht die Blödsinnige aufs Bett fiel, mit einem Stöhnen, das ihr in jeder Zelle saß und raste: warum? warum?, und doch nicht aus dem Munde kam, setzte sich die Blinde an dies Bett. Die Gebärende wälzte sich, sie warf die Kissen über sich weg, rüttelte die Bettpfosten aus dem Gefüge, der Kampf, der ihr die Knochen zerstampfte und das Fleisch aufwühlte, riß mit Zangen an ihrer tiefversteckten Seele und legte sie endlich bloß. Denn plötzlich tat sie einen Schrei, der blitzartig das Dach durchbohrte und über die Wara hinzog, und da stieß die Blinde in toller Angst auf, rang die Hände und schrie auch. „Herrgott!“ schrie sie, „Herrgott! Herrgott!“

Am Morgen hielt sie das Kind in ihrem Arm. Es war ein elendes, gelbes Kind, wenn Vija es an ihre Brust legte, war es über dem Rosenrot des üppigen Fleisches wie eine große Made. Aber das sah die Blinde nicht. Sie wiegte das Kind, wickelte es; sie sang sogar. Sie wußte genau, zur Ostlucke kam die Sonne herein, darum trug sie es an diese Lucke.

Auch Vija sah das nicht. Sie lächelte das Kind an. Die Vernunft war ihr nicht voll aufgegangen, aber sie empfand: ich habe dies Kind geboren. Darum konnte sie nun lächeln. Mit einem heiteren Frieden lag sie im Bett, ihr Arm preßte den gelben Körper habsüchtig an ihre Wärme. Und ihr Gesicht war völlig verwandelt.

Diese Freude machte die Hütte der Ott Keiler für Monate glänzen. An linden Sommerabenden saß die Blinde mit der säugenden Vija auf dem Wieschen vor der Hütte, unabläßig reichten sie das Kind von einem Schoß in den andern, sie waren, seit das Kind da war, wie ineinander verwachsen.

Eines Morgens aber lag das Kind regungslos neben der Vija. Blau war es, fleckig; der Mund war halboffen. Die Vija stieß wie eine Natter auf; in diesem Augenblick schlürfte die Alte aus ihrer Kammer. Dabei fiel sie über die Schwelle. Als sie aufkam, eilte sie mit der Hand über das Kind. Sogleich schrie sie. Und sogleich darauf schrie die Vija. Drei Tage lang schrieen sie. Der Gemeindearzt mußte mit aller Gewalt auftreten, sie wollten das Kind nicht hergeben. Noch am dritten Tag zwang die Vija dem Leichnam die Brust auf, und die Alte strich warme Linsen über den eisigen Körper.

Als das Kind im Sarg fortgetragen wurde, erkannten Beide ganz plötzlich: es ist tot. Und da geschah etwas Merkwürdiges noch am selben Tag: die Alte kam gegen Nachtwerden in die Kammer herein, wo die Vija über einer beißenden Frage saß, und blöckte drohend hervor: „wer ist er?“ Und obwohl die Vija das Wort nicht verstand, gestochen sprang sie auf, fuhr sich verzweifelt über die Stirn, die wie ein tausendrunzeliges Papier über den Augen hing, und rannte fluchtartig die Leiter hinab.

Sie taten fortan beide dasselbe: mit gieriger Spürnase pürschten sie auf den Vater des Kindes, der mit dem, daß er es gezeugt, auch die Schuld daran trug, daß es gestorben war. Die Alte saß den ganzen Tag über in den verrufensten Schnapskneipen von Firlen und Bachlink, kauerte in den Petroleumwinkeln der Kramläden, band schlaugesponnene Gespräche an, halb wie eine Betrunkene,

halb wie eine zotenhaft Witzige, und fragte und lockte wie ein geriebener Polizist. Während die Vija hinter der Lucke lauerte, die aus der Hütte auf die Straße ging. Unausgesetzt lauerte sie da, ihr Hirn war schon so weit, daß es einige Bilder des dunklen Geschehens besaß; angestrengt umklammerte es diese Bilder, wühlte mit bohrender Frage im Gesicht jedes Vorbeikommenden nach ihren Ergänzungen.

Kam aber die Blinde heim, wildgestachelt vom Mißerfolg, und saugte sich wie eine Spinne an die Gemarterte, — „wer ist er?" rief sie immer wieder und schlug dabei mit roher Kraft auf sie los, — „wer ist er?", — dann wurde das Hirn Vijas wieder leer, und die fluchende Suche der Alten trieb sie nun auch nachts, wie in strenger Pflicht, an die Lucke.

Und so hing nun der forschende Leib Vijas, unter einer brennenden Stirn, Tag und Nacht aus dieser Lucke . . .

Eines Nachts Pferdegetrampel! Vija wird lang wie ein Mast. Ein Fuhrwerk kommt über die Ecke. Langsam trabt es. Mit einemmale aber rollt es in den Mond, der Fuhrmann reckelt sich wie vor einem Gespenst auf, läßt die Zügel schießen, — „hü!" treibt er an, „hü! hü!"

Da erstarrte der hängende Leib Vijas zu einer kerzengeraden Steinmasse, er blieb bis an den Morgen hinein so stehen.

Als das Blut in ihm wieder auflebte, wurde er wie ein wanderndes Fieber. Er wallte auf, zitterte; er umkreiste die Hütte, schlug stampfend die Straße, aufwärts, abwärts, schoß wieder die Leiter empor, bohrte sich wie ein einschlagendes Geschoß schamtoll ins Bett hinein.

In den folgenden Tagen aber wandelte sich dies Fieber in geheimnisvolle Ruhe. Da saß die Vija, den Kopf auf die emporgezogenen Knie gestellt, vor der Alten, die alle Männer in Firlen und Bachlink abgeklopft hatte und nun

den Vater in jedem Vagabunden witterte, und lachte siegsicher hinter den vorgehaltenen Händen. Sie ließ die Alte fluchen, blieb still unter den Stößen der Krücken, das tote Kind war ihr jetzt gleichgültig. Aber als die Blinde, gerade von dieser Ruhe aufgepeitscht, eines Abends von ihrem Schemel flog, unheimlich gelenk, mit plötzlich erleuchteten Händen sie angriff und flüsterte: „Gewalt? Gewalt?“ —, sprang Vija, das Erraten der Mutter mit stolzen Augen auffangend, ihr aus dem Atem und floh zum zweiten Mal.

Sie sperrte ihre Kammer zu, stellte sich hinter die Tür, ließ das Weib an die Bretter stoßen und lachte. Erst als die Alte kraftlos der Küche zuschlürfte, stellte sich die Vija an die Lucke. Und nun begann ihr Warten, das sie drei Tage und drei Nächte lang, ohne Essen, ohne Schlaf, und gegen alles Poltern der Blinden festgewurzelt hielt.

In der dritten Nacht, schon gegen Morgen hin, tat ihr Blut einen heftigen Sprung. Das Pferdegetrampel kam! Sie bog das Gesicht von der Lucke zurück und lauschte. Beide Hände fest in die Brust gepreßt, lauschte sie. Das Fuhrwerk rollte langsam, langsam nahe.

Als es um die Ecke holperte, warf die Vija die Hände weit von der Brust und riegelte die Tür auf. Dann kroch sie die Leiter hinab, schlich in den Stall und nahm das Beil. Dann trat sie in die Straße hinaus.

Nun stand sie mitten in der Straße; wie ein Pfahl stand sie steif und sah in das Fuhrwerk hinein, wie es näher kam, einen Schritt, zwei Schritte, drei —. Als aber der Fuhrmann beim zehnten aus seinem Rausch sprang und „hü!“ gellte, „hü! hü!“, brach sie wie ein Pfeil aus dem Boden vor, — und nun dauerte es nur eine Minute. Die Pferde brüllten, die Vorderfüße gingen in die Luft, die Peitsche flog aus der todahnenden Hand, die Zügel

machten Ringelschlangen, und aus dem klaffenden Schädel des Fuhrmanns, dem der Körper wie ein geplatzter Sack nachplumpste, fiel ein röchelnder Schrei in den Straßenstaub.

Vija beugte sich prüfend über den Gefällten. Als sie das Röcheln sterben sah, erhob sie sich, stand einen Augenblick tiefatmend da, und ging dann ruhig in die Hütte zurück. Wie sie die Kammertür aufstieß, hörte sie, Firlen zu, die losgerissenen Pferde sausen, und fühlte das warme Blut von der Axt auf ihre nackten Füße tropfen. Da lachte sie, trat an das Bett der Alten und stieß mit dem Beil daran.

Die Blinde fuhr jäh auf. Aber Vija war wie ein Traumgesicht, das mit einer Handbewegung jeden Widerstand bricht. Sie riß die Alte aus dem Bett, zog sie, fast mühelos, die Leiter hinab, stellte sie vor der Hütte nieder, führte sie in die Straße hinein, immer zwingender und schneller, bis sie vor der Leiche standen, und beugte nun den Kopf der Blinden tief nieder.

Da erfaßte sie: sie kann nicht sehen!, und war einen Augenblick ratlos. Sofort aber fand sie Hilfe, nahm das Beil, zwang es der Alten in die fragend ausgereckten Arme, — und als diese schauderte und es ratend in den Ellbogen wog, schob sie ihr den blutigen Stahl rasch in die greifende Hand. Da verstand die Blinde, nahm die Axt fest, sah die Mörderin wie mit gesunden Augen an, und lächelte dankbar.

Aus einem eben erschienenen Novellenband „Stunden des Lebens"

# Begnadung / von Franz Spunda

Umäugt von toten Augen der Müdigkeit,
Träg treibend auf den schläfernden Ozean
Schwomm mein Geschick auf tiefer Bläue
Fahl in des Mondes Ueberschimmer.

Arm war der Tag der rückwärts versank in Harm
Und rieselnd floß die Stunde durch meine Hand
Mich nicht beschenkend mit Begnadung
Fröstelnd verkrampft in ihrem Bleichsein.

Aus weicher Wolke aber schüttert heran
Ein ungeheures, niemals erlöstes Graun
Und teilt der Aengste schräge Schwaden
Machtvoll gebietend mit erzner Pranke.

Nach unten — o entsetzliches Schauen — schwoll
Der Blick gelähmt und starr in den tiefsten Schlund,
Schwarz reckte sich das Tier entgegen
Meiner begierig in Wollustschauern.

Doch schweigend eilt beschwichtigend heilge Glut
Schrägabwärts meiner Sorge sanft hingeneigt
Und dieser sachte reine Glanzprall
Flammte um mich seine Gnadenfluten.

Und eine Stimme schwoll wie der Ton der Schlacht
Mit erznem überlautem Drommetenklang
Und löste alles Schaun und Staunen
Auf, in Anbetung zerronn das Feuer.

Da neigtest du, erbarmender Vater, dich
In Gnadenstrahlen deinem entrückten Kind
Und friedlich schwebt die weiße Taube
Feierlich über die reinen Räume.

# Otto Stoessl, der Erzähler / von Martina Wied

„Vielleicht ist eine solche innige Bürgerlichkeit und unverbrüchliche, ökonomisch und geistig einem Gemeinwesen ganz angeschlossene Existenz die Grundbedingung jenes epischen Schaffens, welches mit den Abenteuern und Zielen eines einzelnen Helden zugleich die Geschichte seines Volkes und die Entwicklung seiner Art und Sitte in einem Gleichnis gesammelt und verdichtet wiedergibt."

Otto Stoessl, Essay über Gottfried Keller

## I.

Begabung ist Gnade; die spezifische Aeußerung einer Begabung (nämlich der Fähigkeit, sich selbst in den Dingen unter fest umgrenzten technischen Bedingungen auszudrücken) ist Sache des Temperaments. Die Gabe des Erzählen-Könnens insbesondere, der unmittelbarsten, wenngleich unlyrischsten aller epischen Kunstformen, wurzelt durchaus in der Persönlichkeit des Dichters. Denn immer ist es *seine* Stimme, die wir vernehmen, auch wenn seine Erscheinung völlig zurücktritt hinter die Gestalten, deren Schicksale er berichtet. Durch die geringste Unzuverlässigkeit kann er an Vertrauenswürde einbüßen, denn sein Vortrag ist ein Kompaß, mit dessen Hilfe wir jede Abweichung vom vorgezeichneten Kurse genau registrieren können; im Schwanken seines Organes vermögen wir verlogene Prahlsucht, beiläufiges Geschwätze und jede Art von Uebertreibung mit untrüglicher Sicherheit zu erkennen.

Der Erzähler ist der Freund, dem auch von Zeit zu Zeit eine wohlmeinende Belehrung, nicht zu breit ausgesponnen, gestattet ist; es liegt gewiß in seiner Absicht, uns zu packen, in unserer Menschlichkeit uns zu vertiefen, er wird sich jedoch kaum entschließen, in die dunkelsten Verließe der Seele hinunterzusteigen, und von den Problemen der Erotik wird er behutsam nur jene berühren, die er, ohne die Unbefangenheit und Sicherheit seiner Ausdrucksweise zu ge-

fährden, eben noch darzustellen vermag. So werden ihm die letzten, die erschütterndsten Wirkungen großer Epiker, etwa eines Flaubert oder eines Dostojewsky, versagt bleiben: jene grandiosen und schauerlichen Erkennungsszenen, in denen das eigene Ich als dämonischer Verführer ins Wesenhafte projiziert dem Helden gegenübertritt. Das immanente Bewußtsein seiner künstlerischen Wirkungsgrenze wird ihn vor Situationen bewahren, in denen seine Stimme sich kreischend überschlagen oder — verstummen müßte.

„Daß man erzählte, wirklich erzählte, das muß vor meiner Zeit gewesen sein, ich habe nie jemanden wirklich erzählen hören", läßt Rilke seinen Malte Laurids Brigge sagen. Und wahrhaftig, der Rhythmus unserer Zeit ist dem ruhigen Fluß der Erzählung abhold. In den epischen Erzeugnissen jüngsten Datums rast das Rekordfieber, durch künstliche Stimulanzien zu immer wilderem Pulsschlag aufgepeitscht; eine maßlose Ueberschätzung des Stofflichen preist die Einführung neuer mechanischer Erfindungen und technischer Betriebe als unerschöpfliche Bereicherung des dichterischen Inventars und trägt zur Automatisierung auch der menschlichen Beziehungen bei.

Der wahre Erzähler aber ist zeitlos. In seinen Adern schlägt in ruhigerem Gleichtakt das Blut, und der Rhythmus *seines* Werkes ist jenes gehaltene Andante, das Richard Wagner als das eingeborene Tempo des Deutschen erkannt hat. Der schrille Widerstreit der Tagesfragen dringt nur gedämpft in sein Bereich, und, wohlvertraut mit den Gesetzen kosmischer Seelenperspektive, wahrt er zu den Gestalten wie zu den Ereignissen die angemessene Distanz.

Wir Oesterreicher besitzen einen solchen repräsentativen Erzähler in Otto Stoessl. Er hat heimatliche Tradition in seinem Blut, die Tradition der Ebner-Eschenbach, Kürnberger und J. J. David; die stärksten Eindrücke aber hat ihm die Fremde, hat Gottfried Keller ihm gegeben. Mit

ihm trifft Stoessl zusammen in der handwerklichen Freude an der Materialbearbeitung, ihm gleicht er in der Ehrlichkeit seiner technischen Mittel, in seinem ethisch-erzieherischen Verantwortlichkeitsgefühl, und in der männlichen Bekämpfung aller Wehleidigkeit; er hat die Vorliebe für bescheidenes Bürgerschicksal, für knorriges Menschengehölz und für Schnurrpfeifereien aller Art mit ihm gemein, wie den heftigen Widerwillen gegen jegliche Form von falschem Vornehm-Tun und den scharfen Spott über selbstbewußte Philister-Dummheit. Steht er an transzendenter Anmut und mythenbildender Kraft hinter dem Dichter der „Sieben Legenden" zurück, so wird sein Blick hinwiederum nicht von den Schlagbäumen der Cantons-Interessen behindert, und er vermag die Leute von Seldwyla in der ganzen, weiten Welt und in allen Gesellschaftsschichten aufzuspüren. Daß Stoessl sie innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle in besonders vielfältigen und prächtigen Exemplaren findet, ist bei den merkwürdigen ethnographischen Verhältnissen unseres Vaterlandes nicht zu verwundern. Die Kalamität des Politikers wandelt sich hier zur Lust des Gestalters; die Rassen-Eigentümlichkeiten — Ursache ewig erneuter Zwietracht und unschlichtbaren Haders — treten an Stelle menschlicher Besonderheiten und lassen einen schlichten Tischlergesellen oder einen bescheidenen Amtsdiener zum Typus ihrer Nation hinaufrücken; die gleiche Sprachenfrage, der Parlamente und Ministerien zum Opfer fallen, ermöglicht eine Vielfältigkeit des Ausdruckes, die durch dialektische Schattierungen Rede und Gegenrede schärfer charakterisiert; wir ahnen im Hintergrunde der tragenden Gestalten Komparserie, und siehe: Jedes Statisten-Antlitz weist in sorgfältiger Prägung die Züge seines Volksstammes, und wir erblicken im Gewirr einer bunten Menge, was uns bis jetzt nur als abstrakter Begriff, nur als Chimäre erschien: — den österreichischen Staat.

## II.

Stoessls literarische Tätigkeit setzte mit einer Erzählung „Seile" ein und einer Sammlung novellistischer Skizzen, die sich nicht allzusehr von den zeitüblichen Erstlingsarbeiten junger Autoren unterschieden. Nur in zwei kurzen Geschichten vermag der „rückwärtsschauende Prophetenblick" Ansätze zu dichterischer Gestaltung erkennen: in der Figur der kleinen Romana Türinger, die mir die flüchtige Vision eines Wiener Vorstadt-Hannele erweckte, und in dem Erinnerungsbilde eines Knaben-Sonntagsausflugs, das die väterliche Gestalt des graubärtigen Arztes mit den fliegenden Rockschößen, das grüne Schmetterlingsnetz in der Hand, mit inniger Lebendigkeit festhält.

Um so überraschender ist die künstlerische Reife und Vollendung der in kurzem Abstand folgenden Erzählung „In den Mauern" (Berlin 1907, bei Julius Bard), die der Dichter getrost einen Roman nennen dürfte. Denn der Lebenslauf des Johann Bilgeri wirft, wie der Spiegel eines klaren Gewässers, das erdverbundene Leben pflügender Bauern, steinernes Gemäuer der Stadt, die surrenden Räder der Webstühle und blanke Bajonette fremden Kriegsvolkes zurück, — das milde Antlitz der mütterlichen Frau und des entflatternden Abenteuers dunkel lockenden Blick; über den rauchenden Trümmern der zerstörten, geplünderten Heimat leuchtet Napoleons marmorne Stirne, und als — am Ausgange des Buches — eine Welt hinter den geschlossenen Lidern eines Toten versunken ist, taucht in fragenden Kinderblicken morgenhell eine neue auf. — Es scheint unbegreiflich, daß diese Erzählung, gleich wertvoll durch ihren Reichtum an menschlichen Beziehungen, durch die milde Kraft ihres Erdenglaubens und die adelige Wehmut ihrer letzten Erkenntnisse, wie durch die schlichte Bildhaftigkeit der beseelten Sprache, zur Zeit ihres Erscheinens fast unbeachtet blieb. Der Dichter selbst scheint auf tiefere Wir-

kung nicht mehr zu hoffen, denn er hat eine Episode aus Johann Bilgeris Jugendgeschichte in der entzückenden Erzählung „Bubenreise“ („Allerleirauh“, München bei Georg Müller), erneut und umgestaltet.

In dem nun folgenden Werk, dem Schelmenroman „Sonja's letzter Name“ treffen wir zum ersten Mal mit einer Persönlichkeit zusammen, der wir noch öfter, und immer mit herzlicher Freude, begegnen werden, nämlich mit dem Herrn Josef Dieter, Eisenbahnbeamten, Leutnant in der Reserve, Liebhaber aller Arten absonderlicher Menschenvögel und Sammler ihrer schnurrigen Lebensläufe. Er ist es, der uns von den Schicksalen des polnischen Oberleutnants Roßkowsky und seines Schützlings Sonja berichtet, eines kleinen Judenmädchens, das nach etlichen erborgten und erschwindelten Namen schließlich den ihm eigentlich gebührenden und damit zugleich solides Eheglück und bürgerliche Anerkennung erhält, indes ihr sonderbarer Vormund auf fremden Meeren einem einsamen Alter entgegensegelt. Das Merkwürdige an dieser abenteuerlichen Geschichte ist aber, daß sie sich in unserer polizeibeschirmten, amtsschimmeligen, von ärarischen Stachelzäunen umfriedeten Gegenwart zuträgt. Ein anderer Bekannter und zeitweiliger Berufskollege Dieters ist Herr Egon de Allamor, der außer seinem klangvollen Namen und einem wahrhaft bemerkenswerten Pumpgenie die Liebe der reizenden Serbin Danitza besitzt. Es ist nicht mehr als recht und billig, daß diese sich schließlich von ihrem windigen Herrn Gemahl abwendet, um ihre Wurzeln, gleich einer fortgeworfenen Topfpflanze, in gesunderes Erdreich zu versenken. Sie findet es, jenseits der Reichsbrücke vor den Toren von Wien, inmitten einer phantastischen Ansiedlung von Ausgestoßenen und Entrechteten, die doch wieder den Grundstock einer neuen bürgerlichen Ordnung darstellen, und in unerlaubter, doch natur-

gewollter Ehelichkeit, indes ihr eleganter Ex-Gemahl mit ausgeborgten Pferden stolz an ihr vorüberfährt.

In dieser Erzählung („Egon und Danitza", bei Georg Müller) fiel mir zum ersten Mal die innere Verwandtschaft Stoessls mit Ferdinand Kürnberger auf, insbesondere mit dessen Novelle „Löwenmut", die in ähnlicher Weise das abenteuerliche Element mit dem alltäglichen, die problematischen mit den gesicherten Existenzen verbindet, ohne jedoch die gleiche künstlerische Verdichtung zu erreichen, wie sie Stoessl in der lieblichen Gestalt der Danitza und in der wahrhaft genialen Apotheose des Schlusses gelingt.

Die Slaven haben es Stoessl nun einmal angetan. Durften wir an der Seite des Oberleutnants Roßkowsky Einblick in eine echte polnische Wirtschaft tun, und sind wir mit Egon und Danitza bei einer originellen Serbenmutter zu Gast gewesen, so führt uns der Afrikareisende Doktor Hesky, der, einer unerwünschten Brautschaft entfliehend, die Buschwälder des Kaplandes durchwandert hat, in einen Kreis von tschechischen Patrioten ein. Aber das eigentliche Grundproblem dieser Erzählung ist an die Gestalt der kleinen Negerin Bella geknüpft, die Hesky von seinen Reisen mitgebracht hat: an ihr wird die ungeheure und berauschende Wirkung unserer Zivilisation auf ein Naturkind gezeigt, das vor der brausenden Musik der licht- und menschendurchfluteten, abendlichen Stadt in nicht geringeres Staunen versinkt, als es in uns das feierliche Rauschen des Urwalds hervorrufen müßte.

Auch in dieser humorigen Geschichte taucht der junge Dieter, diesmal als kindlicher Spielgefährte der kleinen Negerin auf, und nun schien es an der Zeit, daß Stoessl uns eine ausführliche Biographie seines Freundes in historischem Zusammenhang bescherte. Er tat dies in dem Roman „Morgenrot", einem breitangelegten, sorgfältig ausgestatteten und mit liebevollen Schildereien geschmückten

Werk, das in gewissem Sinne das Problem von „Negerkönigs Tochter“ wieder aufnimmt. Denn auch hier entdecken Kinderaugen sich die Umwelt zum ersten Mal und neue Sinne setzen den konventionellen Einrichtungen und Gebräuchen ein beharrliches „Warum?“ entgegen, ehe sie sich dem Bestehenden einordnen.

Ueber Dieters Kindheit waltet eine weise, milde und langbärtige Vorsehung in der Gestalt Josef Dieters des Aelteren, seines Amtes wohlbestallten Dieners der ethnographischen Gesellschaft. Dieses ehrwürdige Institut ist im Gebäude der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften untergebracht, und in den hohen kühlen Steinhallen wächst nun der junge Dieter auf, hört das Rieseln der Brunnen und das Aufrauschen der Taubenflüge von den marmornen, altersgrünen Muschelschalen, sieht ein tannenduftendes Weihnachtsfest ums andere dahingleiten, indes die beginnende Schulzeit den Kreis seiner Entdeckungen im Menschlichen und Geistigen erweitert; er erlebt das unfaßbare Entschwinden eines vertrauten Wesens im Tode der Mutter und neues Ineinanderwachsen und Verbundensein in erster Freundschaft. Diese Freundschaft in ihrer wunderbar zarten und keuschen Innigkeit wird so recht zum eigentlichen Inhalt des Buches und der frühe Tod des Scharer-Toni, dem das Schicksal alle tiefen Erlebnisse, den Reichtum einer brüderlichen Freundschaft, Sehnsucht einer unerfüllten, Glück einer erfüllten Liebe in kurze Jahre zusammengedrängt hatte, entläßt den jungen Dieter aus morgenroten Kinder- und Knabentagen in die banale Wirklichkeit einer aktengrauen Beamtenlaufbahn. Was aber an diesem Buche so besonders wertvoll erscheint, ist seine tapfere Wahrhaftigkeit, die vor den notwendigen Erscheinungen des Alltags nie in phantastische Träume flüchtet und stets aus allen Realitäten die letzte Konsequenz zieht. So werden die sehnsüchtigen Wanderträume Dieters durch die nüchterne

Tatsache seiner noch unerfüllten Wehrpflicht hinter Schloß und Riegel gesetzt, und die kleine Baronesse, die vor Jahren während eines Ferienaufenthaltes an Dieters Indianerspielen als seine „Squaw" begeisterten Anteil genommen hatte, reitet als Erwachsene eines Tages kühl und grußlos an ihm vorüber.

Der Titel eines Wedekind'schen Schauspieles „So ist das Leben" könnte über diesem Roman Stoessls stehen, und auch über seiner nächsten Arbeit, der erst vor kurzem erschienenen Erzählung: „Was nützen mir die schönen Schuhe".

Ein junger Musiker, der sich mit seinem praktischen Papa entzweit hat, erhält Gastfreundschaft in der Villa einer schönen Frau, die von dem Kreise der sie umwerbenden Taugenichtse „die rote Gnade" genannt wird. Er widmet ihr den sehnsüchtigen Rausch seiner Jugend, aber ein Anderer — lauter, robuster und zudringlicher — gewinnt sie zu flüchtiger Kurzweil. Eines Tages, als er selbst, in eine dürftige Beamtenlaufbahn untergetaucht, die Enge des kleinbürgerlichen Ehestands drückend empfindet — sieht er sie wieder, am Arme eines strengen Gemahls: „die roten Haare glattgebürstet und um den Kopf so dicht gelegt, daß nicht *eine* widerspenstige Locke im Winde spielte", — indessen ihm das wehmütige Liedlein erklingt: „was nützen mir die schönen Schuhe, wenn andre drin spazieren geh'n."

Diese einfache Geschichte ist mit schwebender Anmut erzählt, von jener Musik durchrauscht, die den jungen Heinrich Rieck erfüllt haben mag, als er „seine große Oper" schreiben wollte, und das verwehende Goldlaub der herbstlichen Wienerwaldlandschaft leuchtet darin, wie das lockige Haar der „roten Gnade".

Vielleicht werden unsere Landsleute an dieser Erzählung endlich erkennen, welchen Künstler sie in Otto Stoessl besitzen. Denn so ist das Leben — wenn nämlich eine gesunde,

ſtarke, erdverbundene Perſönlichkeit es tätig und leidend an ſich erfährt, die, Schöpfer und Spiegel ihrer Welt, im Vorüberfließenden das Ewige und im bürgerlich Begrenzten das Unendliche zu erkennen und zu verehren vermag.

## Fritz Lampl / Gotiſcher Dom am Abend

Im Dom die Orgel ſpielt mit meinen Wunden.
Aus letzter Wölbung ſchwebt die Kuppel fort.
Blutſchatten haben ſich vorm Kreuz gefunden.

Ins Weſenloſe öffnet ſich das Wort,
Das Antlitz ruht, von Wolken eingefangen, —
Vom Sakrament aufſtrahlt geweihter Mord.

Wie kühlen gute Sterne meine Wangen.
Wie ſelig iſt des Märtrers Bruderkuß
Und was im Chor die weißen Engel ſangen . . .

Wie war Verwirrung edler als Genuß.

*

Gott Satan, der im Dunkeln ſich vergnügt,
Verhöhnt das Zion meiner armen Seele.
Den Zweifler, der in Judastreue lügt,

Aefft von der Kanzel ſeine falſche Seele.
Sanft von der Decke fällt der Jeſusſchein,
Und Petrus läßt, daß er ſich nicht verzähle,

Die Heiligen paarweis in den Himmel ein.

*

Verwandtes Leid begleitet den Choral.
Da ſitzen wir auf Bänken, glücklich Blinde,
Und ahnen nichts von unſrer eignen Qual.

Jehova neigt sich zu dem Tochterkinde,
Es stillt die Mutter ihren lieben Sohn. —
Traumflügel, silbern, heben sie geschwinde

Aus ihrer Hütte auf den Himmelsthron.

*

Die Orgel schweigt. Die Marmorfliesen zittern.
Schon senkt sich magisch mein gestirnter Blick.
Ringsum die Pfeiler wollen mich vergittern

Und meine Schmerzen ziehen mich zurück;
Unglück beginnt mich geisterhaft zu mahnen,
Die tote Halle zeugt ein Traumgeschick: —

Vergessen lieg ich unter den Platanen,
Sammtvögel schwingen über meinem Haar,
Im Aether fangen sich verliebte Fahnen.

Doch in den Wipfeln regt sich die Gefahr:
Das Baumgesicht wirft Blut auf meine Hände
Und Blut verklebt mir das verträumte Haar.

So liege ich und warte auf das Ende.

*

In später Nacht verließ ich Gottes Haus;
Es waren ferne Stimmen, die mich riefen.

Und von mir ging die Glaubenssehnsucht aus,
Sie zu erwecken, die im Leide schliefen.

Da sah ich unten mein zerfallnes Haus
Und sah im Tale die begrenzten Tiefen —

Es stand der Dom im Morgen aller Gluten:
Ein Erzgerüst, daran die Menschen bluten.

# Gedanken / von L. E. Tesar

Ich lese die Kritik eines Aestheten über ein Buch. Sie beginnt: Man kennt ja diesen N. N., man hat so und so viele Bücher von ihm gelesen . . . . . Man weiß, was man zu erwarten hat." Der kritisierende Autor versteht unter dem Wörtchen „man" „sich und die Anderen". Der heutige Aesthet ist „Gattungs"-Asthet. Er ist zu feig zur Bejahung „ich lese"; er hat keine Farben des Ich, trotzdem er in deren Spiel schillern will. Er flüchtet unter die Konstatierung „man liest". Dieser Gebrauch der Bezeichnung „man" ist kein Zeichen lächelnder Ueberlegenheit, wie die Aestheten versichern, — er ist das Kriterium der Unfruchtbarkeit, die sich nach unfruchtbaren Genossen umsieht. Die deutsche Sprache ist zu individualistisch, als daß sie die Ausgleichung des Gegensatzes „Ich, der Eigene, und sie, die Anderen" durch das billige Wort „man" vertrüge. Dessen Verwendung verrät nicht Achtung vor den Mitmenschen, eher deren Geringschätzung. Denn die Weltweisheit der Menschen ist wohlfeil, die, mutlos zur Kritik ihres Selbst und zur Arbeit auf Grund dieser Kritik, den Anderen und Sich als gleichwertige Figuren eines Spieles der Zeit erklären. Ich reibe mich an der Benützung des Wortes „man" überall dort, wo dessen Sinn nicht von selber den Sprechenden oder Schreibenden von der Menge ausschließt, die dadurch bezeichnet werden soll.

Die Gefahr jedes programmatischen Aesthetizismus ist der verheuchelte Widerspruch zwischen dem gezierten, persönlich gefältelten Kleid und dem konservativen, ja philisterhaft konservativen Leib. Die Aestheten schließen sich zu leicht zu Gemeinden und Klassen aneinander, wo die Sprache und die Gebärden des einen Mitgliedes denen des anderen zum Verwechseln gleich werden. Ihre Ichentwicklung endet bestenfalls im Ziel der Gruppe. Weil sie die Mühen des

Ichkults scheuen, werden sie zu bald fertig mit dem Ich und der Natur. Sie weichen den Siegen und Niederlagen des Willens aus und dünken sich deshalb kluge und ruhige Beobachter. Verstehe ich unter einem Dilettanten einen Menschen, der Worte gebraucht ohne mit ihnen Erlebnisse anzumerken oder zur letzten Reife zu gestalten, nenne ich die Gefahr des Aesthetizismus das dilettanische Geschwätz.

* * *

Kaum ein Wort narrt die Wortabergläubischen mehr als das Wort „Negation". Sie verbinden damit die — verschwommene — Vorstellung einer absoluten Zerstörung. Einer Auflösung von Wirklichkeiten in das wirkungslose Nichts. Sie überlegen nicht, daß jede Zerstörung nur eine Umwertung von Wirklichkeiten ist, eine Ueberführung von Bewegung von einer Stelle an eine andere. Und es scheint mir, daß der in Werk oder Tat gestaltete Gedanke eines Menschen eine genügend kostbare Sache ist, zu seiner Werdung den Fall hergebrachter Werte zu verlangen. Sogar der herostratische Tempelbrand war keine bloße Zernichtung. Die Erscheinung des Brandes gab den Griechen mindestens neue Gedanken. Und der Welt schenkte sie die Summe von Vorstellungen, die in uns der Name „Herostrat" loslöst.

Auf dem Michaelerplatze in Wien baute der Architekt Adolf Loos ein ornamentloses Haus. Das Geschoß und der erste Stock bestehen aus griechischem Marmor, die drei oberen Geschoße haben glatten Verputz, das Dach ist mit Kupferblech gedeckt. Die Gebildeten waren empört über den Architekten, der ihnen jede Möglichkeit raubte, ihre heraldischen und mythologischen und kunstgeschichtlichen Kenntnisse an Fassadensymbolen zu demonstrieren. Die Klugen aber sagten von dem Architekten, er habe nur negativ gearbeitet; er habe das Schlechte weggelassen, das Gute indes nicht hinzugegeben. Die Klugen sind gewöhnlich

die Unklugsten; denn sie verlieben sich in den Schall ihrer Sätze. Mußte der Architekt nicht ein ganzes Haus bauen, tätig sein, positiv sein, daß die anderen überhaupt zu beobachten vermochten, sein Werk sei eine Negation, in ihm sei bloß das Schlechte weggelassen? Wären sie ohne das Haus zur Erkenntnis dessen gelangt, was sie heute schlecht an den anderen Häusern nennen?

Jede Negation ist eine Bejahung. Die Bejahung der Erscheinung, der Wesenheit, die durch das, was negiert wird, verunstaltet worden ist. Die Negation des Kitsches ist die Bejahung der Kunst. Die Negation der logischen Systematik ist die Bejahung der Weisheit. Die Negation des Kuttentums, des pfäffischen und des gelehrten, ist die Bejahung der Religion.

Sagten die Wortverklebten Befreiung statt Negation, spürten sie selbst die schöpferische Tätigkeit des Negativen.

* * *

Viele nennen Karl Kraus einen negierenden Geist und wollen damit ein absprechendes Urteil über ihn fällen. Wo aber Karl Kraus negiert, wo er z. B. die Journaille brandmarkt, hat er den Mut zur Entscheidung zwischen gut und erbärmlich, und ist dadurch Bejaher und Schöpfer. Der Vorwurf, der nach ihm zielt, trifft vielmehr die meisten der Männer, die heute so freigebig als moderne Propheten gepriesen werden. Vor allem Ibsen. Ich denke besonders an dessen „Wildente". Ibsen wagt in ihr weder Ja noch Nein zu sagen. Sophistisch irrlichtert er in den Familien des Werle und des Hjalmar umher und spielt als Bühnenwitz die Ehe des Schurken'Werle, die erst eingegangen wird, nachdem sich beide Gatten über ihr Vorleben ausgesprochen haben, gegen die Ehe Hjalmars aus, die auf die Lüge gestellt ist. Der junge Werle, der die Gerechtigkeit über alles liebt, schließt das Stück mit einer feuilletonistischen Wendung und Recht behält höchstens die stumpfe Philistermoral

des Arztes Relling. Ich behaupte, so lästerlich es zu hören ist, Ibsen ist ein unehrlicher Autor. Man wird mir einwenden, Ibsen schrieb kein Sittenschauspiel, wo es sich um Recht und Unrecht handelt, er zeichnete den Charakter Hjalmar. Ich antworte: Fünf Akte eines armseligen Teufels halber, der weder groß ist im Sittlichen noch im Scheußäligen, dessen Brüder einem zu Hunderten im Alltag vor die Füße laufen — das ist ein ziemlich negatives Ergebnis.

* * *

Zu Ibsen gehört noch folgendes. Ich habe Rosmersholm wieder gelesen. Einer hat mir Rebekka West als gewaltige Verbrecherin, ein anderer Rosmer als Uebermenschen hingestellt. Ich empfinde beide (und die anderen um sie herum) als recht kleine Menschen. Ihr Tod ist nicht tragische Notwendigkeit, er ist Flucht vor einem Kampf, der im Grunde noch gar nicht begonnen hat. Ragten Rosmer und Rebekka übers tägliche Menschenmaß, müßte ihr Drama ungefähr dort beginnen, wo sie Ibsen enden läßt. So sterben sie, weil ihr niedliches Heim in Fransen zu gehen droht. Und die weißen Gespensterrosse von Rosmersholm? Der Aktschluß eines Bühnenroutiniers. — Rosmer fällt vom Glauben ab, darum ist er vielen ein Märtyrer. Für welche Ueberzeugung fällt er ab? Die paar dilettantischen Sätze von der Naturwissenschaft, die deswegen im Stück sind, kann einer, der etwas von Naturwissenschaft versteht, nicht ernst nehmen. Rosmer hat keinen männlichen Trotz in sich, er ist die Beute eines Weibes, das im Weiblichen selbst irre geworden ist. Rebekka ist weder Mutter, noch Hetäre, noch hingebende Freundin. — Wie anders als Ibsens Rosmer wirkt Strindbergs Meister Olaf.

Ja, Ibsen ist ein negativer Geist im heute gebräuchlichen Sinn. Er getraut sich weder ein starkes Ja noch ein starkes Nein. Er hat nur Zeit für die Schilderung schwacher Menschen, die gerne groß sein wollten.

# Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Der Tunnel von Bernhard Kellermann: Roman gewordener Journalismus. So versteht sich, daß Journalisten dieses Werk als weiß Gott was für eine Leistung ausposaunen. Faulste Mächte wie Kapitalismus und Arbeiterorganisation bringen in ihm die Welt zur Entwicklung. Nach einem großen Krach, hervorgerufen durch Stockung von Geld und Arbeit, heißt es z. B.: „Die Welt war um zwanzig Jahre in ihrer Entwicklung zurückgeworfen worden". Und weil der Stoff in solcher Wendung keine Tiefe zuläßt, möchten arge Uebertreibungen über die Flachheit seiner Behandlung hinwegtäuschen. So hat man — analog einem Kellermann'schen Bilde — zuweilen die Empfindung: Der Verfasser legt sich flach über sein Thema und streichelt die Entwicklungsmächte unter dem Kinn. Im Buche ist der Satz freilich kühner (obwohl er sich nur auf eine Gerichtsverhandlung bezieht) und lautet: „Die Verteidiger legten sich flach über den Tisch und streichelten die Geschworenen unter dem Kinn". Das Aggressive und Aufgepeitschte solcher Bilderführung spricht mir für das unkünstlerische Empfinden dieses Autors, der ein geübter, oberflächlichster Abschöpfer unserer Zeitströmungen sein mag und der gewiß auch staunen macht über die Dreistigkeit, mit der er fabuliert und schildert. Und so leuchtet auch ohne weiteres ein, daß dieser vermeintliche Zukunfts-Roman ein begehrter Bissen für die homogene stumpfe Masse des deutschen Publikums ist.

*

Engelbert Pernerstorfer, für einen Feuilleton-Redakteur immerhin keine alltägliche Erscheinung, erkennt in Kellermanns „Tunnel" nun auch das Wesen dieses Autors als unecht. Ueber „Das Meer" desselben Autors aber schrieb er noch im „Literarischen Echo": „Es ist durchaus ein

Virtuosenstück, die Geschichte einer mitten im Meere gelegenen Insel und ihrer Bewohnerschaft, die in fast ursprünglicher Wildheit ein fast hemmungsloses Triebleben führt, abhängig von den Launen und Gewaltsamkeiten des Meeres, von dem sie lebt. Der Dichter der drei ersten Bücher ist ein Mann der zartesten Empfindungen, des reinsten und gesteigertsten Seelenlebens. Hier wird er zum hinreißenden Schilderer einer fast rohen Urnatur ... Ein starkes Buch, das wohl geeignet ist, dem Kulturmenschen einen Spiegel vor Augen zu halten, damit er sehe, aus welcher Tierheit der Mensch stammt, freilich auch wie viel der Kulturmensch an roher Kraft verloren hat. Die früheren Bücher bewegen uns die Seele, dieses erschreckt unser Herz".

Da ich diese früheren Bücher Kellermann's nicht kenne, vermag ich auch nicht zu beurteilen, ob sie imstande wären, mir die Seele zu bewegen. In Dingen der Natur aber fühle ich mich ein wenig erfahren, wie Pernerstorfer in Dingen des Kapitals und der Arbeiterschaft gewiß auch ein wenig erfahren ist. Darauf hinzuweisen ist hier wichtig. Denn *ich* glaube, daß die Themen, die Kellermann behandelt, nur solange als „hinreißend geschildert" gelten, ja überhaupt als echt bestehen können, bis sie an jemanden geraten, der im betreffenden Thema ein Erfahrener ist. So erzählte mir schon „Das Meer" vom unechten Wesen des Verfassers. Und wer derlei für stark ansieht, zeigt die verzeihliche Schwäche, das Unechte nicht zu erkennen, und zeigt wohl auch, daß er sich im Unechten noch heimisch fühlt. Das *Echte* am Menschen sieht im *Starken* eher die entgegengesetzte Eignung: dem Kulturmenschen einen Spiegel vor Augen zu halten, damit er sehe, aus welcher *Gottheit* der Mensch stammt, freilich auch, wieviel der Kulturmensch an *feiner*, an *seelischer* Kraft verloren hat. Dementsprechend ist es nicht glaubhaft, daß der „hinreißende Schilderer" einer *Un*natur (nämlich einer allzu kulturmenschlich gesehenen *Ur*-

natur) jemals „ein Mann der zärtesten Empfindung, des reinsten und gesteigertsten Seelenlebens“ war. Denn mir scheint es Mangel an Seele, was Kultur von Natur trennen will. Und wenn man Kultur von Natur trennt, muß man auch Kultur von Kunst trennen; was den Schluß zuließe, daß die größten Künstler die kulturlosesten Menschen sind.

## Mathematisches Mysterium / von Hermann Broch

Gemessen tut sich Unbewußtes auf
Und im Unendlichen entschwebt die Welt.
Ich fühle wie sich Urteil fällt;
Erstaunend folg' ich seinem Lauf

Auf einsamen Begriff gestellt
Tragt ein Gebäude steil hinauf:
Und fügt sich an den Sternenhauf
Von ferner Göttlichkeit durchhellt.

Gebunden muß das Ich erkennen,
Daß es die Wahrheit in der Form nur hält
Und mag an dieser kalten Flamme wohl verbrennen.

Doch sind der Form Erscheinungen auch ungezählt,
Nichts kann sie von der Einheit trennen.
In tiefster Tief' erscheint: durchsonnt die Welt.

(gez. von Max v. Esterle)

Kurvorsteher Dr. Huber (Meran)

# Fallmerayer

## Jakob Philipp Fallmerayers Schriften und Tagebücher herausgegeben und eingeleitet von Hans Feigl und Ernst Molden*)

(Eine Selbstanzeige)

Der Mann, von dem einst Hebbel schrieb, er sei einer der wenigen echten dramatischen Personen der Literatur und er gehöre, so groß die Unterschiede der Natur und der Richtung sein mögen, in diesem Hauptpunkte mit Luther, Hamann und Lessing in dieselbe Reihe, — Jakob Philipp Fallmerayer — ist beim gebildeten deutschen Publikum so gut wie fast vergessen. Wohlgemerkt, in den weiten gebildeten Kreisen, nicht etwa bei den Gelehrten, wo der Name des Fragmentisten immer noch wohlbegründeten Ruf und Klang besitzt. Vielleicht auch nicht vergessen in jenen Schichten Kultivierter, deren im besten Sinne konservativer Instinkt sich stets noch mitten durch die täglich anwachsende, so viel wertloses Erzeugnis mit sich führende Druckflut einen Weg zu dauerndem, wenn auch verschollenem literarischen Gut zu bahnen wußte. Vielen, sonst für unser bestes Schrifttum keineswegs Unempfänglichen von heute bedeutet dennoch schon der Name Jakob Philipp Fallmerayer etwas durchaus Neues.

Und doch leuchtete einst sein Name als heller Stern am Himmel des deutschen Schrifttums, war der große Tiroler zu Lebzeiten und lange noch nach seinem Tode viel geehrt und gelesen. Mit diesem bedeutenden Menschen und Schriftsteller, dessen sprachgewaltige „Schreibe" jeden sein Bereich Betretenden entzündet und fortreißt, das heutige Geschlecht wieder bekannt zu machen, den Glanz der Fallmerayerschen Sprache wieder aufs neue leuchten zu lassen, schien mir ein verdienstliches Werk. Niemand anderer als Otto Julius Bierbaum wollte an Fallmerayer zum Schatzgräber werden. Nach dem Tode des Dichters übertrug der Verlag dem Schreiber dieser Zeilen die schöne, schon längst in Aussicht

*) In den nächsten Tagen erscheint bei Georg Müller in München eine seit Jahr und Tag sorgsam vorbereitete zweibändige Ausgabe der Schriften und Tagebücher des Tirolers J. Ph. Fallmerayer, die vor Erscheinen noch im „Brenner" anzuzeigen sich der eine der beiden Herausgeber gerne bereit erklärt hat.

genommene Aufgabe, zu der er sich mit dem Historiker Herrn Dr. Ernst Molden verband.

Von vorneherein leitete beide Herausgeber bei der Auswahl der Fallmerayerschen Schriften die Absicht, vorzüglich den bezaubernden Schriftsteller, den fast unvergleichlichen Schilderer von Land und Leuten des Orients und auch des Okzidents zu Worte kommen zu lassen, jenen mächtigen Beherrscher der Sprache, von der einmal Ludwig Steub schrieb: „Es ist, als ob diese wie am Fronleichnamstage in langem, goldbrokatenem Talar und goldgestickter Infel, von Weihrauchwolken umspielt, über sanft gebogene Hügel im feierlichen Rhythmus, begleitet von Flötengeblase und Schalmeienklang, dahinzöge". Dieser klassische Prosaist tritt uns nun vornehmlich in dem seinen Namen zuerst über den engen Kreis der Fachgelehrten hinaustragenden, seinen Ruhm begründenden und ewig schönen (zur Zeit völlig vergriffenen und selten gewonnenen) Meisterwerke „Fragmente aus dem Orient" und den von Georg Thomas seinerzeit gesammelten „Neuen Fragmenten" entgegen. Die rein gelehrten Werke Fallmerayers, wie die Geschichte des Kaisertums Trapezunt und die Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters kamen daher, ganz abgesehen von der Rücksicht auf ihren Umfang, bei dieser Auswahl nicht in Betracht. Auch aus den „Fragmenten" und „Neuen Fragmenten" hieß es, wenn auch schweren Herzens, manches Stück noch ausscheiden, wollte man die auf zwei Bände berechnete Ausgabe nicht allzu stark anwachsen lassen, was dem Zwecke, den großen Fragmentisten wieder zu einem weiteren Publikum sprechen zu lassen, sicherlich nicht gefrommt hätte. Auch sollte ein und der andere alle Vorzüge des Schriftstellers und Darstellers vereinigende Essay aus den politisch-historischen Aufsätzen noch Platz finden, indes wir auf die Wiedergabe einzelner, an sich rein aktueller meist Buchbesprechungen enthaltender Artikel aus der „Kritische Versuche" benannten Abteilung wohl verzichten zu dürfen glaubten. Schließlich kann eine Auswahl nicht alles und jedes bringen, und wenn der eine oder andere Schätzer und Kenner Fallmerayers manche ihm vielleicht liebgewonnene Schilderung aus den „Fragmenten" und den „Neuen Fragmenten" vermissen sollte — das Beste wähnen wir hier vereinigt — so müssen sich eben

Bearbeiter solcher Auswahlausgaben damit abfinden, nicht jedem gerecht werden zu können.

Vollständig neu und zum ersten Male veröffentlicht sind die dem zweiten Bande angefügten Auszüge aus den Tagebüchern Fallmerayers. Näheres über diese seit Jahrzehnten im Museum „Ferdinandeum" zu Innsbruck unbenutzt liegenden umfangreichen handschriftlichen Tagebuchaufzeichnungen erfährt man aus den kurzen den Auszügen vorausgeschickten einbegleitenden Zeilen im zweiten Bande der Ausgabe. Es kann nur wiederholt werden, daß sich auch hier Kürzungen als notwendig erwiesen, daß insbesonders die ausgedehnten, fast keinerlei allgemeines Interesse berührenden Notizen allerpersönlichster und allerprivatester Natur nicht danach angetan waren, in diese Auswahl-Ausgabe Aufnahme zu finden. Immerhin werden die Auszüge aus den Tagebüchern wohl in manchem das Bild des Schriftstellers und Menschen Fallmerayer vervollständigen und den Fragmentisten in noch schärfere Beleuchtung rücken.

Auswahl und Anordnung wurden in gemeinsamer Arbeit von beiden Herausgebern getroffen, die dem ersten Bande vorausgeschickter Lebensskizze Fallmerayers von Herrn Dr. Ernst Molden beigesteuert. Mit den eigenen Anmerkungen wurde sparsam umgegangen. Wo auch die Grenze finden, wie scheiden, was der eine vielleicht als beleidigende Ueberflüssigkeit empfindet, der andere wieder als notwendige Aufklärung heischt? Nichts leichter als das Konversationslexikon arbeiten lassen, was die Herausgeber aber ablehnten. Dort, wo es nötig sein sollte, bringt schon jedermann, wenigstens innerhalb seiner vier Wände, den von Treitschke einmal geforderten Mut zum Nichtwissen auf und wird sich, soweit die Aufklärung sich nicht ohne weiteres aus dem Zusammenhange ergeben sollte, aus leicht zugänglichen Wissenskompendien Rats erholen können.

Möge sich nun auch das heutige Geschlecht an Fallmerayer und an der herrlichen Leuchtkraft seiner Sprache erbauen!

Hans Feigl.

# Feststellung

Die „Sonntags-Zeit" vom 19. Oktober (belletristische Beilage zu Nr. 3975 der Wiener Tageszeitung „Die Zeit") veröffentlichte ein Gedicht von Georg Trakl, betitelt „Abendlicher Reigen". Abgesehen davon, daß dieses Gedicht durch zwei Jahre in der Redaktion der „Zeit" unbeachtet liegen geblieben, somit ein Abdruck kaum mehr zu gewärtigen war, stellt die Art dieser Veröffentlichung eine Ungehörigkeit dar. Denn die wesentlichste Strophe und die einzige, um deren willen dem Verfasser das Gedicht heute noch der Veröffentlichung wert erscheinen könnte, wurde glattweg gestrichen. Da eine Berichtigung an Ort und Stelle wohl einem Druckversehen, nicht aber journalistischer Willkür gegenüber angebracht ist, so sei dieser Sachverhalt im Interesse und im Namen des Dichters hier zur Kenntnis gebracht.

# Innsbrucker Musikbericht

Der kritische Hörer, der das erste Musikvereinskonzert der Saison im Geiste überschlägt, läuft Gefahr, über dem vielen Mittelmäßigen und gar Verdrießlichen das Schöne zu vergessen, das doch auch da war und schließlich — gottseidank — in der Erinnerung allein haften wird. Aber hätten nicht der Musikverein und sein Leiter (wie jeder der sich öffentlich künstlerisch betätigt) nach besten Kräften dafür zu sorgen, daß die Erinnerung lückenlos bleibt?

Das Schöne war das Brahms'sche Violinkonzert; es ist das einzige, das sich zum Beethoven'schen gesellen darf, vor dem es den äußerlichen Vorzug hat, daß es, im Aufbau leichter zu bewältigen, öfter befriedigend wiedergegeben wird. Durchaus befriedigend war auch diese Aufführung. Das Solo hatte der Wiener Hofkonzertmeister Karl Prill übernommen, spielte es im ersten Satz tüchtig, mehr als das, Achtung erzwingend, im zweiten voll schöner Wärme, im dritten mit energischem Rhythmus. Freilich, die erschreckenden technischen Schwierigkeiten vergessen zu lassen, wollte auch ihm nicht gelingen. Im Ganzen war es eine den Durchschnitt beträchtlich überragende Leistung; hob sie sich auch nicht zu jener Höhe empor, die seltene Künstler in seltenen Stunden erreichen, so näherte sie sich ihr zuweilen sehr und verdiente unseren Dank schon durch die reine Hingabe an das Werk. Auch das Orchester gab hier sehr Schönes; es hätte sich mehr Zurückhaltung auferlegen dürfen, spielte aber erfreulich musikalisch und sauber phrasiert.

An der Sauberkeit und etlichen anderen Voraussetzungen fehlte es arg bei der Schubert'schen D-dur-Symphonie, der dritten. Dickflüssig, unlebendig, am Boden klebend, raubte sie dem Werke fast alle Anmut. Man notierte die Bekanntschaft und blieb kühl; man verstand zu gut, warum es so selten gehört wird.

Von nun ging's langsam, aber sicher abwärts. Pembaurs Elegie für Streichorchester und (wenigstens von meinem Platze aus) unhörbare Harfe war noch recht hübsch. Man konnte es dem Dirigenten nicht verargen, daß er auch dieses Kind seiner Gemeinde nicht vorenthalten wollte; worüber im Saale denn auch freudige Rührung. — Spohrs Gesangsszene aber ist (schade darum!) heute schon kaum mehr anders als mit der Hand vor dem Mund zu genießen. Ihre fortwährende angestrengte Schönheit ist verwelkt, ihre unendlichen Koloraturen und Fiorituren, Mordente nnd Ornamente, Triller, Läufe und Schnörkel verstaubt, verzopft. Auch die vom Solisten (etwas provinzlerisch) zugegebene Air von Bach, in merkwürdig schülerhaft unfreiem Rythmus und ohne rechte Wärme gespielt, konnte die Langeweile nicht bannen, die sich immer mehr ausbreitete.

Ein Konzert ist kein Knödelessen. Darum gönne man uns Pausen' oder höre früher auf. Das freilich wäre das Bessere gewesen. Dann wäre uns die Schlußnummer erspart geblieben, wieder eines jener entsetzlichen Produkte, die doch endlich aus den Programmen des Musikvereins verschwinden sollten. Diesmal war es Karl Bleyles „Siegesouverture zur Jahrhundertfeier der Schlacht bei Leipzig", zusammengeflickt aus ein paar Armeemärschen, ein paar Tiraden und dem schönen alten Lied vom Prinz Eugenius, das immer herhalten muß, wenn einem Komponisten nichts Eigenkräftiges einfällt. Was sollen uns derartige Machwerke? In einem Biergarten sitzen wir nicht und wenn man schon die Jahrhundertfeier mitbegehen wollte, so hätten sich andere Werke finden lassen; würdigere, nicht so plump auf groben Patriotismus zugeschnittene.

Den Auftakt zur Saison gab Dr. Franz Moll mit einem Liederabend zur Laute, der recht angeregt verlief. Es hätte noch hübscher sein können, wenn der Vortragende, dem Vortragstalent, richtiges Empfinden für Volkspoesie nicht abgeht, einiger Uebertreibungen sich entschlagen hätte.

D

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

# DIE FACKEL

## HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Nummer 386:

Es ist doch ä Jud / Notizen /
Ein Blutzeuge / Tod und Tango

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

ALBERT VON TRENTINI

*Der letzte Sommer*

*Roman*

Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.

*Stunden des Lebens*

*Novellen*

Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

SCHUSTER & LOEFFLER VERLAG, BERLIN

DESIDER KOSZTOLANI

*DIE MAGISCHE LATERNE*

*NOVELLEN*

Aus dem Magyarischen von Stefan J. Klein

Brosch. Mk. 2.50 (K 3.—), geb. Mk. 3.50 (K 4.20)

Mit dem vorliegenden Prosaband bringen wir einen der bedeutendsten Dichter des jungen Ungarns zum ersten Mal vor das deutsche Publikum, in dem Bewußtsein, daß die zwölf Erzählungen, die zu einem scharf umrissenenen und prägnanten Ganzen vereinigt wurden, nicht nur Meisterdichtungen der jungungarischen Prosa sind, sondern sich auch mit Ehre in der deutschen Literatur behaupten und vollen Beifall finden werden.

SATURN-VERLAG HERM. MEISTER, HEIDELBERG

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

# CARL DALLAGO

## OTTO WEININGER UND SEIN WERK

PREIS GEHEFTET K 1.— (85 PFENNIG)

**Sexual-Probleme (Berlin):** Die Auseinandersetzung eines Dichters mit Weiningers Persönlichkeit und Werk, subjektiv und doch von dem ehrlichen Bestreben erfüllt, dem Wesen W.s, seiner Bedeutung und seiner Bedingtheit gerecht zu werden . . . Allen denen, die entweder, durch die Unerhörtheit der Weininger'schen Behauptungen abgestoßen, den Blick für die Schärfe seiner psychologischen Beobachtung und für die Großartigkeit seiner Konzeption sich trüben ließen, oder die, von der suggestiven Gewalt seiner Dialektik und seines Stiles gebannt, sich aus eigener Kraft nicht mit ihm auseinanderzusetzen vermochten, könnte diese Schrift von Nutzen sein.

**Interstate Medical Journal (St. Louis):** Those medical men, who have read Otto Weiningers „Sex and Charakter" and are still sufficiently interested in this strange genius to learn more of his theories, will find quite a number of readable pages of the illuminating sort in the brochure which Carl Dallago has written on „Otto Weininger und sein Werk" . . .

# STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

*Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher*

PREIS GEHEFTET K 1.20 (Mk. 1.—)

# URTEILE ÜBER DEN BRENNER

**J. V. Widmann im Berner „Bund“**: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

**Karl Kraus in der „Fackel“**: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

**Heinrich Mann** . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

**Wilhelm Schmidtbonn**: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

**Pester Lloyd** . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

**Der Bund (Bern)** . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

**La Voce (Florenz)** Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il ‚Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.